

„Öffnung zum Andersartigen, Annäherung an den Nachbarn!“ Gespräch mit dem Schriftsteller und Literaturhistoriker Joachim Wittstock

Maria SASS

Prof.Dr., Lucian-Blaga-Universität Sibiu/Hermannstadt;
sass_maria@yahoo.co.uk

Abstract: The present interview is rooted in the diverse aspects of interculturalism and of Romanian-German literary convergence – landmarks of both the works of fiction and non-fiction of the German author hailing from Sibiu. Special emphasis is placed upon the collection of essays *Einen Halt suchen* (En. In search of stability) and upon its translations from the Romanian into German, the main scope of the interview being to highlight the author’s opinions about the aforementioned aspects.

Keywords: essay-writing, interculturalism, globalization, spiritual integration, relationship with Emil Cioran, Constantin Noica, Lucian Blaga

M.S.: Eine gattungsspezifische Frage: Man pflegt Essays als subjektiv gestaltete und stildurchformte abgeschlossene Texte nichtfiktionaler Prosa zu bezeichnen, die prinzipiell weder thematisch noch tendenziell eingegrenzt sind. Herr Wittstock, Sie bezeichnen die einzelnen Teile des Bandes *Einen Halt suchen* als Essays, doch kann bei der Lektüre festgestellt werden, dass einige der Texte in „wissenschaftlichen“ Fachzeitschriften veröffentlicht worden sind. Kann und will der Schriftsteller Joachim Wittstock eine Grenze zwischen literaturwissenschaftlichen Arbeiten und Essays ziehen oder nicht?

J.W.: Der Band ist ein Konglomerat, zusammengesetzt aus unterschiedlich beschaffenen Arbeiten. Aufgenommen wurden

Abhandlungen, Aufsätze und Vorträge. Dergleichen eindeutige Bezeichnungen im Untertitel zu verwenden, hätte sich möglicherweise empfohlen, weil der Terminus „Essay“ unwillkürlich mit der Erwartung verbunden ist, Texte eines bestimmten Genres vorzufinden.

Vielleicht hätte das deutsche Wort für „Essay“, nämlich „Versuch“, sich besser gemacht, obwohl eine so wenig praktische, der Gliederung in Sparten kaum Rechnung tragende Kennzeichnung von Verlag und Buchvertrieb nur ungern gebilligt worden wäre. Indes fasse ich meine Arbeiten tatsächlich als Versuche auf, und so bietet auch das Buch *Einen Halt suchen* nichts anderes als Versuche im Bereich literarhistorischer und kulturgeschichtlicher Kommentare.

Das Wort „Versuche“ in diesem weit gefassten Sinn zu verwenden, ist übrigens nicht neu. Der zehnte Band „Gesammelter Werke“ von Thomas Mann (Berlin: Aufbau Verlag 1956) bietet „Zwanzig Versuche zum Problem der Humanität“ in Form von Aufsätzen, Ansprachen, Einleitungen zu Editionen. Erinnerung sei auch an eine Bertolt-Brecht-Ausgabe des Berliner Aufbau Verlags: Unter dem Obertitel „Versuche“ wurde in den 1950-er Jahren eine gewisse Anzahl von Heften mit Texten dieses Autors veröffentlicht, wobei die Gattung der einzelnen Arbeiten keine Rolle spielte – Studien wurden neben Dichtungen in Dialog und Prosa gesetzt.

Am Anfang der Essayistik neuerer Zeiten stehen die „Essais“ des Michel de Montaigne. Sie entsprechen vielfach dem, was heute unter dieser literarischen Gattung verstanden wird, manches mutet aber doch sehr nach Abhandlung an (Fußnoten, Ergänzungen in Richtung Gelehrsamkeit, Zusätze, die in der mir zugänglichen Ausgabe – „Versuche“, Berlin 1907 – ausdrücklich kenntlich gemacht sind).

Fazit: Strikte Grenzen zwischen Essays, Aufsätzen und Abhandlungen zu ziehen, ist in vielen Fällen weder ratsam noch möglich.

M.S.: Im „Einstieg“ zu dem genannten Essay-Band drücken Sie sich folgendermaßen aus: „In höherem Maß als zu anderer Gelegenheit ist der Verfasser aufnehmender Leser und Sammler, er hat weniger zu beweisen und zu rechtfertigen als sonst, er will bloß

aufzeigen und zur Lektüre einladen.“ Können Sie diese Aussage kurz erläutern?

J.W.: Das Zitat bezieht sich auf die drei ersten Aufsätze des Bandes. Diese sind auf jeweils ein Hauptmotiv eingestellt, auf „Wasser“, „Denkmal“ und auf den bereits im Buchtitel angegebenen „Halt“.

Während der Arbeit an diesen Untersuchungen galt es zunächst, Texte aufzuspüren, in denen die genannten Motive behandelt werden. In der siebenbürgischen Literatur, nicht nur der deutschsprachigen, sondern auch in jener rumänischer und ungarischer Sprache, gab es genügend Belege, die nun erläutert und ins rechte Licht zu rücken waren.

Wenn Motive das Raster sind, das an die Belletristik angelegt wird, können die ästhetische Wertung und die dazu gehörige Argumentation mitunter in den Hintergrund rücken. So geschah es denn auch bei den drei ersten Essays des Buches: Was zählte, waren die Funde in den einheimischen literarischen Beständen, waren die motivische Assoziation und die stoffliche Parallele. Mitunter galt es, einen Vergleich von schier Unvergleichbarem anzudeuten.

Eine in die Tiefe gehende Analyse von Details war in dem so abgesteckten Rahmen nicht recht möglich. Als Ertrag ließ sich immerhin verbuchen, dass Autoren und Werke genannt wurden, denen sonst nicht immer die gebotene Aufmerksamkeit zuteil wird.

M.S.: Als explizites Vorhaben wird die Untersuchung „zwischenvolklicher Interferenzen, wie sie für karpatenländische Räume spezifisch sind“ angeführt. Kann angenommen werden, dass die interethnischen Beziehungen mit den interkulturellen Beziehungen gleichgesetzt werden?

J.W.: Beides ist eng verflochten. Ein auf Literatur in Vergangenheit und Gegenwart eingestellter Autor, der zudem bemüht ist, für Fragen der Sprachwissenschaft, Geschichtsforschung und Volkskunde aufgeschlossen zu sein, wird eher den interkulturellen Beziehungen zugewandt sein. Interethnische Kontakte werden sich ihm nicht nur in der Wahrnehmung des Alltäglichen aufzeigen, sondern ihm auch

im Spiegel von Schrift, Klang und Bild erkennbar sein, er wird durch Literatur, Kunst und Wissenschaft indirekt mit Erscheinungen des Ethnischen und des Zusammenwirkens der Bevölkerungskreise konfrontiert.

Dabei wird er feststellen können, dass es Zeiten gab, in denen interkulturelle Begegnungen begünstigt wurden und andere, in denen ein gemeinsames Wirken schöpferischer oder auch bloß rezeptiver Geister eher ausblieb. Insgesamt war das Klima für interkulturelle Begegnungen im 20. Jahrhundert dienlicher als in früheren Jahrhunderten. Mitunter griff auch die herrschende Staatsdoktrin fördernd ein. Ihr Einfluss wäre aber wirkungslos gewesen ohne persönliche Initiativen, ohne die Bereitschaft einzelner Personen und Gruppen, in beiderseitigem Interesse etwas für das Miteinander zu tun.

M.S.: In den von mir gelesenen fiktionalen und non-fiktionalen literarischen Texten von Joachim Wittstock ist mir eine bewusst positive Einstellung zur deutsch-rumänischen Interferenz aufgefallen. War diese Einstellung immer so, ich meine hier die Vor-Wende-Zeit, oder hat der Schriftsteller Joachim Wittstock eine Wandlung durchgemacht?

J.W.: Die meisten Menschen, welche die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts bewusst erlebten, haben gewisse Wandlungen durchgemacht, so auch ich. Wandlungen in der Denkweise, in den Reaktionen hingen in meinem Fall davon ab, wie, im Laufe einzelner Jahrzehnte, der deutschen Minderheit in Rumänien begegnet wurde. Auf Zeitabschnitte geringer Duldsamkeit folgten solche betonter Zuwendung, Perioden, die dann wieder in Jahre strafferer Kontrolle einmündeten.

Doch selbst in Phasen misslicher Gängelung blieb das Bewusstsein lebendig, dass Literatur, dass Kultur im Allgemeinen jene Bereiche seien, in denen rumänisch-deutsche Kontakte gepflegt werden können, ja sollen. Unterschiedlich intensiv, aber eigentlich stets aktuell blieb dieses Anliegen, blieb das davon ausgelöste Bestreben, den kulturellen Austausch zu fördern. Die Forschungseinrichtung, an der ich als Literaturhistoriker tätig war (Forschungszentrum für Gesellschaftswissenschaften, später umbenannt in Institut

für Gesellschaftlich-Humanistische Forschungen), suchte dem offiziellen Verbrüderungsprogramm mit seinem rhetorischen Streben nach Harmonie die besten Seiten abzugewinnen. Erzieher-Persönlichkeiten, die ich in ihrem Wirken aus der Nähe beobachten konnte, beispielsweise den Germanisten Harald Krasser oder den Schriftsteller Georg Scherg, waren prinzipiell aufgeschlossen für Zusammenarbeit aller auf kulturellem Gebiet.

M.S.: In einem Gespräch mit Stefan Sienerth äußern Sie sich: Man lernt „in horizontalen Zusammenhängen“ zu urteilen, „die mit früheren, eher vertikalen Wertungen wenig mehr gemein haben. Man sagt sich: Das ist der Gang der Welt, und bemisst seine Aussichten und Erwartungen danach.“ Ist hier ein wenig Resignation zu verspüren oder bloß eine nüchterne Feststellung? Können Sie das erläutern?

J.W.: Das Zeitalter der Globalisierung, in dem wir uns einrichten beziehungsweise eingerichtet werden, befolgt in seiner Ausbreitung vor allem horizontale Kriterien. Man erhält den Eindruck, es zähle in jeder Auseinandersetzung, in jedem Wettbewerb, bald in jeder Lebensregung nur mehr die Weite, das Länder- und Kontinente Umgreifende, die überall anwendbare Norm, die Anpassung des Nahen an das Ferne.

Was kann bei solcher Verausgabung noch bestehen bleiben an Gewohntem? Nicht gerade viel. Und doch kann man auch damit rechnen, den Sympathie erweckenden Lebensumstand anzutreffen, das ansprechende Faktum oder Geschehen zu erleben. Hier ein Passus aus jenem Gespräch, das Sie zitiert haben: „Unverhofft stellt es sich ein, das Vertraute: durch ein Wort, eine Erinnerung, ein Gesicht, durch eine Szene mit charaktervollen Gestalten, durch einen Landschaftsausschnitt, ein Bauwerk, durch die Wahrnehmung von allmählich Gewordenem, nicht rasch Gemachtem.“ (Vgl. Stefan Sienerth: „Dass ich in diesen Raum hineingeboren wurde...“ Gespräche mit deutschen Schriftstellern aus Südosteuropa. München: Verlag Südostdeutsches Kulturwerk 1997, S. 245.)

M.S.: In Ihren Essays finden sich rumänische intertextuelle Bezüge – zu Lucian Blaga, Constantin Noica, Emil Cioran, Liviu Rebreanu... Durch deren Erforschung können das historische und geographische Bezugsfeld, aber auch gemeinsame literarische Themen und Motive abgesteckt werden. Hier überschneidet sich die Intertextualität mit der Interkulturalität. Wie verhält sich die geistige Erfahrung des Schriftstellers Joachim Wittstock zu der rumänischen Philosophie von Constantin Noica, der Kulturphilosophie von Lucian Blaga und zu den literarischen Werken von anderen rumänischen Autoren?

J.W.: Hermannstadt ist durch den Umstand begünstigt worden, dass drei der wichtigsten rumänischen Philosophen, die gleichzeitig auch hervorragende Schriftsteller gewesen sind, hier gelebt haben: Lucian Blaga, Emil Cioran und Constantin Noica. Dem Ortsbewohner, ob er die Genannten je zu Gesicht bekam oder nicht, eröffnet sich durch diese biographische und auch stadtgeschichtliche Gegebenheit ein unmittelbar beschreitbarer Zugang zu ihren Werken.

Das In-Erscheinung-Treten von Persönlichkeiten, der Nachhall ihrer Schritte sollte nicht unterschätzt werden. Die drei Philosophen zogen auch mich in ihren Bann, gerade weil sie hierorts weilten. Allerdings zählt nicht nur dieser lokale Bezug. Ins Gewicht fällt auch, dass sie durch ihr Wirken, durch ihre Schriften jeweils einen ganzen Kreis von Anhängern um sich scharten, zu denen auch namhafte Autoren gehörten. Ein solches Feld fehlt bei anderen Philosophen, zumindest kann ich es nicht erkennen, beispielsweise bei Mircea Eliade, der mir eher fremd geblieben ist.

M.S.: In den essayistischen Texten kann von einer *expliziten* Interkulturalität gesprochen werden: Sie geben das als Ziel an und untersuchen es im betreffenden Text. Es gibt aber auch Aufsätze, in denen die Zielsetzung eine andere ist, dennoch werden interethnische Bezüge suggeriert, und gibt fiktionale Texte, in denen das „Gegenüber“, das „Andere“, die „Alterität“ wahrgenommen und beschrieben werden. Kann das als *implizite* Interkulturalität betrachtet werden, die mit dem multikulturellen und -ethnischen siebenbürgischen Raum und mit der Bildung in Beziehung steht?

J.W.: Lässt man sich darauf ein, Siebenbürgen oder, weiter ausgreifend, den europäischen Südosten in Schilderungen einer gewissen Breite zu erfassen, so kommt man meist nicht umhin, Lebensbezirke darzustellen, die sich in manchem vom angestammten Milieu unterscheiden. Diese unvermutet nahen oder auch fern gelegenen Seinsbereiche zu erkunden, dabei ähnliche Gepflogenheiten wie daheim oder auch völlig abweichende Ansichten und Gebräuche anzutreffen, wird stets zu den thematischen und auch gestalterischen Aufgaben einer hiezulande verfassten Prosa gehören. Je weniger dabei plakativ formulierbare Vorsätze oder werbungswirksame Klischees ins Spiel gebracht werden, desto besser.

Übrigens liegen epische Werke aus früheren wie auch aus neueren Zeiten vor, die anzeigen, welche Optik eingeschaltet werden kann, um weniger vertraute Umstände zu durchdringen, und welche Mittel einem zu Gebot stehen bei der künstlerischen Umsetzung. In Siebenbürgen geborene, deutsch schreibende Autoren, denen rumänische, ungarische, jüdische Menschenschicksale lebensecht zu schildern gelungen ist, ließen sich hier anführen.

M.S.: Sie sprechen von „Mittel der *Identifikation*“, der „Selbstdeutung jener Menschengruppe“, von „geistiger *Integration*“ – kann auch von *kultureller Affinität* gesprochen werden?

J.W.: Termini dieser Art werden in dem Aufsatz verwendet, der Denkmäler ins Auge fasst. Welche Gefühle, welche Überlegungen Büsten und Statuen im Betrachter erwecken können, wird anhand literarischer Zeugnisse des 20. Jahrhunderts dargeboten. Dabei erweist sich: Nicht immer verbindet ein seelischer Gleichklang die Betrachter mit den Gegenständen der Betrachtung.

Ihre Frage zielt aber auf einen allgemeineren Zusammenhang: Wie verhalten sich ethnische Identität (samt den Mitteln zu ihrer Bestimmung) und geistige Integration zu kultureller Affinität? Ist diese eine Voraussetzung, eine Begleiterscheinung oder ein Ergebnis von Integration, von geistiger „Eingemeindung“?

Ohne kulturelle Affinität gibt es keine ethnische und gesellschaftliche Annäherung. Und: Kultur hat eine Vorreiterrolle beim

Vermindern sozial-politischer und ethnischer Differenzen. In aller Deutlichkeit geht dies aus der Geschichte von Vereinigungen hervor, die auf Bildung, Forschung, auf die Förderung humanitärer Belange eingestellt waren. Sind Kontakte auf kulturellem Gebiet zu verzeichnen, treten auch gesellschaftliche und nationale Gegebenheiten in förderliche Relation: Man vergleicht und beginnt auszugleichen.

M.S.: Viele Schriftsteller, erfolgreiche Autoren aus der ganzen Welt, haben Übersetzungen erarbeitet. Aus der deutschen Literatur würde ich nur einige erwähnen: Christoph Martin Wieland, Friedrich Schiller, Stefan George, Paul Celan, Karl Krolow, Heinrich Böll u.a. Stefan George schätzte am Übersetzen „die ursprüngliche reine Freude am Formen“. Heinrich Böll sagte: „... etwas aus einer fremden Sprache ins Gelände der eigenen hinüberzubringen, ist eine Möglichkeit, Grund unter den Füßen zu finden.“ Sie haben so manches aus dem Rumänischen ins Deutsche übersetzt. Warum übersetzt der Schriftsteller Joachim Wittstock? Ist es eine innere Neigung des Autors oder ein Freundschaftsdienst, den er der rumänischen Literatur erbringt?

J.W.: Wir wollen beim Einschätzen dieser Tätigkeit nicht so feierliche Töne anschlagen. Viele haben auf dem Gebiet der Übersetzung weit mehr geleistet und wurden dennoch nicht sonderlich gerühmt deswegen.

Unterschiedliche Anstöße lenkten mich zur Übertragung von Vers und Prosa hin. Anfangs waren es eher Bewährungsproben, die ich mir selbst auferlegte, später nahm ich auch Impulse aus Redaktionen auf. Doch bewahrte ich mir stets soviel Freiheit, die Texte, an welche ich mich heranwagen wollte, selbst auszuwählen. Betont politische Lyrik mied ich eher und ging auch konjunkturell erfolgreichen Produkten nach Möglichkeit aus dem Weg.

M.S.: Ich weiß, Sie haben literarhistorische Arbeiten und Aufsätze in rumänischer Sprache verfasst. Sie haben zudem relativ viel aus dem Rumänischen ins Deutsche übersetzt. Haben Sie auch fiktionale Texte in anderen Sprachen außer im Deutschen geschrieben?

J.W.: Nein. Es wäre vermessen gewesen, solches zu tun. So sicher fühlte ich mich im Rumänischen nicht, dass ich es unternommen hätte, Verse oder Prosaschilderungen in dieser Sprache aufs Papier zu setzen. Andere Autoren mögen dazu befähigt sein, Sprachbarrieren auch dann zu überwinden, wenn es um dichterischen Ausdruck geht, mir war das nicht gegeben.

Es läuft dem auf Wendigkeit in der Kommunikation eingestellten Geist unserer Zeit zuwider, dennoch sei vorgebracht, was sich beinahe als Fingerzeig auf schicksalhafte Bedingtheit anhört: In vollem, das heißt bestmöglichem Umfang können wir uns nur jeweils eine einzige Sprache aneignen.

In dem Roman *Die uns angebotene Welt* (Bukarest: ADZ Verlag 2007) ist diese für manche Beurteiler vielleicht allzu strikte Auffassung folgendermaßen formuliert: Jeder Mensch – das bedachte Georg, der Protagonist des Romans – „verfügt über eine einzige, tief in ihm wurzelnde Art des Sprechens, allein darüber und nicht über mehr ist man Herr. Wie sehr man sich auch bemüht, die Sprechweise anderer zu übernehmen und sich auch in Fremdsprachen bewegt, wird einem solches Ausgreifen dennoch nur in einem Ausmaß möglich sein, das nicht über das eigene, ganz persönliche, hochgradig intime Ausdrucksvermögen hinausgeht“ (S. 241-242).

M.S.: *Interkulturalität* und *Transkulturalität* sind heute mehr als je zuvor bei der Bestimmung von Identität von zentraler Bedeutung. Eigentlich sind sie Prozesse der gegenseitigen Austauschbeziehungen und Beeinflussungen, „Verflechtungsprozesse“, wodurch jede Gruppe an kulturellen Erfahrungen reicher wird. „Inter-“ setzt Begegnung und wechselseitige Aktion voraus, erlaubt gegenseitige Kontakte und Austauschprozesse, die Identität des Schriftstellers scheint an der Schnittstelle zweier unterschiedlicher Kulturen geformt worden zu sein. Wie charakterisiert der Autor Joachim Wittstock diesbezüglich seine Identität heute?

J.W.: Halten wir uns an die sprachliche Identität. Sie ist ein Hauptfaktor in dem Komplex der Merkmale, die das Individuum ausmachen.

Das Sprachvermögen wird in uns früh angelegt und im Lauf des Erwachsenwerdens sowie in der Abfolge späterer Lebensabschnitte ausgeweitet, meist auf dem Grund der ursprünglichen Disposition. Das Fundament wird von der Muttersprache, von der Elternsprache gelegt, nach und nach kommen Sprachbestände aus dem näheren oder weiteren Umkreis hinzu. Das ist auch bei mir die Reihenfolge gewesen in der Möglichkeit und auch Notwendigkeit mich auszudrücken.

In welchen Stadien das erfolgte, habe ich in einem Text, *Weißer Turm, Schwarzer Turm. Auf den Sprachhängen der Kindheit* zu skizzieren versucht. Am Anfang stand das, „was mir die Elternsprache an klaren, einfachen Wahrnehmungen und auch an etwas schwierigeren Bezügen beigebracht hatte“. Dadurch ergab sich, „bei all den sonstigen Verworrenheiten der jungen Jahre, eine gewisse Ordnung, an die man sich halten konnte“. „Die Eltern und jene anderen, die mein Wortverständnis und Sprechen formten – sie achteten darauf, mich in ihrer Sprache wachsen zu sehen. Wie sehr waren sie bemüht, den eigenen Ausdruck umsichtig herauszustellen, um des Sprachcharakters willen.“ (Vgl. „Scherenschnitt. Beschreibungen, Phantasien, Auskünfte“. Hermannstadt/ Sibiu: hora Verlag 2002, S. 35-36.)

Allmählich kam das Rumänische hinzu, und zwar nicht – wie man sich das heute vorstellen mag – in ähnlicher Intensität wie das Deutsche. Während meiner Vorschulzeit war die rumänische Sprache so sehr abwesend in meinem Umkreis, dass mein umsichtiger Vater mich zum betagten Fräulein Capesius in den Privatunterricht schickte. Aus jenen Stunden sind mir Verschen in Erinnerung geblieben wie: „Scoală, Petre, și fă foc!“ – „Nu pot, mamă, că sunt șchiop.“ – „Scoală, Petre, la mâncare!“ – „Dați-mi lingura cea mare!“ Um mir den Verlauf und Sinn dieses Dialogs besser einzuprägen, hatte ich die Szene richtiggehend zu spielen, worauf ich als „mâncare“ ein Keks erhielt.

März 2012